Um ein Weib.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Herr v. Benrath blickte in seine Tasse hinein und verfolgte, wie der Zucker langsam im Grunde der topasfarbenen Flüssigkeit zerging. Er hielt dabei immerfort die Tasse am Henkel fest, als warte er nur das Zerschmelzen des Stückes Zucker ab, um sie dann zum Munde zu führen.

Aber der Zucker war längst zerschmolzen und noch immer sah der Mann dem Vorgang zu, der sich gar nicht mehr begab.

Endlich, nach schwerem Zaudern, fuhr er auf und suchte Hagens Blick und sah, wie der an Brita hing.

Da wurde er ein wenig rot ... Das, was er dachte, machte seinem empfindlichen Gefühl alles noch unfreier ...

Seine Tochter hatte noch kein Gespräch mit ihm geführt, das nicht zuletzt von ihr bis zu dem Sohn dieses Mannes geleitet worden war. Und ihm war der Glaube gekommen, daß Hendrik Hagen für den Sohn handle. — Er, der nichts von den Feindseligkeiten zwischen Hendrik Hagen und Andree v. Marschner erfahren hatte, dachte fast gar nicht das Wort „Stiefsohn".

Er mußte sich bemühen, den Unbefangenen zu spielen — vor allen Dingen, um diesen Männern das Gefühl der Freiheit zu geben ... Um keine Hoffnungen zu zeigen — gegen die auch sein Stolz sich wehrte ... sein Kind war so arm, daß er nichts wünschen durfte und konnte, ohne zugleich jeden Wunsch schon als Indiskretion zu empfinden ...

„Ich weiß nicht, Herr Hagen", begann er — Hagen wandte sich ihm sofort und mit ergebener Aufmerksamkeit zu — „ich weiß gar nicht, ob ich unser Gespräch mit Dank oder mit Fragen beginnen soll. Beides, Dank und Fragen bewegen mich übermächtig."

„Beschäftigen wir uns nur mit den wenigen, nötigsten Fragen", sagte Hagen; „aber lassen Sie mich erst erfahren, wie es Ihnen geht."

„Wie es einem mürben Mann gehen kann, der als Rekonvaleszent nach einer Lungenentzündung schlimme Nachrichten bekommt. Man fühlt sich eben etwas widerstandslos."

„Ich bin da, um Ihnen alles abzunehmen — oder vielmehr mein Freund und Rechtsbeistand Dr. Berthold ist dafür da. Denn hier tut ja ein Mann not, der sich in allen Paragraphen auskennt."

„Was dieser Ludewig mir in einem kurzen Gespräch dargelegt, war so entmutigend, daß ich fürchte ..." er unterbrach sich und sprach in seiner etwas kraftlosen, ergebenen Art weiter:

„Sie haben große Geldopfer gebracht, Herr Hagen — Sie haben einen schmachvollen Bankerott von meinem Hause, meinem Namen abgewendet. Daß Sie es nicht getan haben, um nun als der Gläubiger, der Isferndorf in der Hand hat, mich zu drängen, weiß ich von selbst. Aber da die Verhältnisse doch noch trüber liegen, als ich nach den Depeschen annehmen durfte, fürchte ich, daß Sie Ihre rasche Tat noch bereuen."

„Oh nein, Papa, du kennst Herrn Hagen nicht, wenn du denkst, er könnte eine edle Tat bereuen", rief Brita in einer begeisterten Aufwallung.

Sie sah ihn strahlend an und er konnte nichts tun, wie in heißem Glück ihre Hand nehmen und dankbar küssen.

Sie hatte sich seit jener Stunde, wo er für sie eintrat, sie beschützte und dann doch nicht um sie warb, mit ihrer Mädchenweisheit einen Hendrik Hagen zurechtgedacht, der weniger einem Menschen als einem selbstlosen, göttlichen Wesen glich. Es war das erste Mal in ihrem Leben gewesen, daß sie jemanden Geld hingeben sah nicht zu eignem Nutzen. Der Eindruck und seine Nachwirkungen waren außerordentlich. In Amerika, vor ein paar Monaten noch, hätte sie gedacht: der muß ein Narr sein. Hier aber und jetzt und da es gerade Hendrik Hagen war, dachte sie: er ist ein Gott. Womit sich ihr unbewußt auch etwas Väterliches verband ...

Nun zweifelte sie auch keinen Augenblick mehr daran, daß Großmama sich nur etwas eingeredet gehabt hätte, weil es ihr so wünschenswert erschien, die Enkelin reich zu verheiraten. Ein Wunsch, der Brita jetzt, wo sie die verzweifelte Vermögenslage kannte, sehr erklärlich schien. Sie selbst hatte ja Zeiten gehabt, wo sie dachte: Geld ist alles.

Alle ihre Lebenserfahrungen waren nur ganz äußerlicher Natur. Sie konnte noch nicht mehr erkennen von den Dingen, als die Umrißlinien. Und nun stand es für sie in aller Einfachheit fest: Hendrik Hagen war ein unaussprechlich edler und selbstloser Mann.

In tiefen und langen Gesprächen hatte sie es auch mit Andree erörtert. Und die beiden jungen Menschen wollten natürlich eine Einheit im Wesen des Mannes finden und wiederherstellen. Denn zu solcher Großmut und Selbstlosigkeit paßte ja nicht der Starrsinn, mit dem er sich an Rote Heide klammerte. Und Andree sprach von der großen Liebe des Mannes zu der Toten. Brita las dann — endlich! — seine Gedichte und kam zu der Einsicht, daß es in der Tat so sei: er konnte sich, wenn er es auch einmal im Zorn verleugnet hatte, nicht vom Grabe der Geliebten trennen. Ihre Verehrung für Hendrik Hagen steigerte sich seitdem zu einer unbefangenen Begeisterung.

„Daß Fräulein Brita so für mich aussagt, macht mich stolz", sagte er.

Herr v. Benrath lächelte wehmütig.

„Sie kennt das Leben noch zu wenig", sprach er in seiner zaghaft, halblauten Art, „sie weiß nicht, daß eine edle Tat, gerade wie eine schlechte, aus dem Täter ihren Sklaven machen kann. Auch Großmut kann Folgen haben, so endlos lästig und anspruchsvoll, daß der Großmütige sich bestraft anstatt belohnt sieht."

„Lieber Herr von Benrath", sprach Hendrik Hagen offen und herzlich, „ich habe nicht in einem Moment unbedachter Aufwallung gehandelt, die dem, der sie hat, meist ein schöner Genuß ist. Wieder kalt geworden ist es manchem freilich lästig, im Zusammenhang mit der großen Geste eines Augenblicks bleiben zu sollen. Sie werden mich nicht für einen taxieren, der große Gesten macht. Ich habe gehandelt, wie es mir selbst notwendig war. Das sagt alles. Ich habe alle Möglichkeiten bedacht und mit meinem Freunde Berthold besprochen. Und ich komme deshalb gleich heute, um Sie zu beruhigen: wenn Sie einige Mittel haben und den Mut, Ihren alten Familiensitz zu übernehmen, so denken Sie, daß es mir ein Glück gewesen ist und auch weiter sein wird, Ihnen darin beizustehen. Ich habe keine andere Bitte als die eine: lassen Sie mich bald Ihren Entschluß erfahren."

Brita sah die Männer aufmerksam an. Mit seiner stillen Traurigkeit fing ihr Vater an, seine Ansicht zu sagen:

„Mein alter Freund Stevens hat sich mir, ehe ich reiste, wohl bereit erklärt, eventuell eine letzte Hypothek, auch einiges Kapital zur Reorganisation der Wirtschaft herzugeben. Aber e r ist nur hilfsbereit, wenn es mit guter Verzinsung geschehen kann. Drüben, nach der Depesche, glaubte ich noch an die Möglichkeit einer bloßen Stockung infolge schlechter Wirtschaft. Jetzt höre ich schon so viel, daß es sich um mehr, um den völligen Ruin handelt. Wenn ich Stevens, wie ich es selbstverständlich müßte, genaue Aufstellungen hinüberschicke, wird er mir sagen: keinen Dollar, alter Freund und „hands off". Das Gut ist ja schon über seinen Wert belastet und es war wohl ziemlich alles vorbereitet, es einem dunklen Ehrenmann in die Hand zu spielen. Was nun werden soll, weiß ich nicht. Ich weiß nur dies eine, daß ich nicht mehr jung, nicht mehr gläubig genug bin, es mit einer so ungeheuren Schuldenlast zu übernehmen. Und ein Käufer? Auch mein Gefühl sträubt sich und leidet, wenn ich denke, daß es doch der Hintermann des Herrn Hermann Fedder sein soll. Wie mich das seltsam berührte, wieder auf den Namen und die geschäftig schleichende Art dieser Fedders zu stoßen. So wanden sich schon ihr Väter und ihre Oheime durch das Leben und Treiben der Stadt. Wie das zu mir von den gewissen deutschen Kleinbürgerträgheit spricht, die sich alles gefallen läßt und dann doch über die klagt, die nur dank ihrer Fuchs spielen können. Seltsam: was ich u n v e r ä n d e r t wiederfinde, ist gerade solche Erscheinung. Sonst —— Aber ich schweife ab. Verzeihen Sie. Jedes Thema führt zu Erinnerungen und Schlüssen. Stimmung und Kritik des Heimkehrenden. — Also ja: wo fände sich ein Käufer? Und einer, der den fast phantastischen Liebhaberpreis zahlt, der gezahlt werden müßte, wenn Sie keinen Verlust erleiden sollen."

Alles, was Britas Vater sagte, wie er, melancholisch betrachtend, auf die Dinge herabsah, sprach sehr eindringlich zu Hendrick Hagen. Ihm klang aus jeder Menschenseele rasch ein Widerhall eigenen Empfindens — weil er verstand, fühlte er sich verwandt..... Und dies war Britas Vater.

Mit starkem Ausdruck rief er:

„Und wenn ich dieser Käufer wäre!" Er fühlte, daß von neuem eine große Erregung über ihn kam.

Das Gespräch tastete sich der Entscheidung zu.

Und der Entscheidung nicht nur über das Dein und Mein dieser Scholle.

„Und wenn ich Sie bäte, Isferndorf zu bewirtschaften — nicht als mein Pächter — als mein Stellvertreter?" fragte er gleich weiter.

Das feine Träumergesicht des Mannes wurde ganz dunkel und auch Brita errötete.

Mit mehr Mannesmut, mit mehr Einfachheit und Wärme konnte das nicht gesagt werden.

Der es sagte, erbat es fast als Gunst. Und er wußte: vielleicht hing sein Leben, sein Glück an dem allen.

Aber der, der es hörte, ahnte das nicht — er fühlte nur den harten Schmerz und doch auch, trotz all der Schönheit im Wesen des andern, eine leise, ferne Demütigung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wert der Hoffnung.

Ein Pariser Schriftsteller hatte einer Bank den Auftrag gegeben, eine Prämienobligation für ihn zu kaufen, einige Wochen vor einer Ziehung, bei der die Obligation unter Umständen hätte gezogen werden können. Vergeblich aber wartete er bis zum Tage der Ziehung, daß ihm die Bank die Nummer des für ihn gekauften Papiers mitteilte; durch ein Versehen war der Auftrag überhaupt unausgeführt geblieben. Jetzt hat der Schriftsteller die Bank auf Schadenersatz in Höhe von zweihunderttausend Franken verklagt. Dies wäre nämlich der höchste Gewinn gewesen, der auf die Obligation hätte fallen können. Dem Einwand der Bank, der Gewinn wäre ihm doch keineswegs sicher gewesen, sucht er durch die Begründung zu begegnen: wenn die Bank das Papier gekauft und ihm die Nummer angegeben hätte, dann hätte er sich der Hoffnung auf den Hauptgewinn hingeben können. Und diese ihm entgangene Hoffnung wäre ebenso viel wert gewesen wie der Gewinn. Natürlich hat der energische Kläger sich einen Rechtsanwalt genommen. Bei der Uebernahme des Mandats erklärte ihm dieser aber, er könnte den Fall nur übernehmen, wenn ihm höhere Spesen als die gewöhnlichen Anwaltskosten zugesichert würden. „Schön," sagte der Kläger, „und wieviel würden Sie denn beanspruchen?" „Nun, sagen wir fünfzigtausend Franken." Der Kläger wollte sich zuerst erkundigen, ob der Rechtsanwalt verrückt geworden wäre. Da aber Rechtsanwälte die letzten Menschen sind, mit denen man einen Skandal anfangen darf, erkundigte er sich vorsichtig nach der Berechtigung dieser Forderung. Und der Rechtsanwalt erklärte: „Ich soll zweihunderttausend Franken für Sie einklagen. Sie hoffen doch, daß ich den Prozeß gewinne, nicht wahr?" „Aber selbstverständlich!" „Na also — da muß Ihnen die Hoffnung doch wohl fünfzigtausend Franken wert sein."

— Abwechslung ergötzt. Auch der schweigsamste Hund fühlt gelegentlich das Bedürfnis, sich durch Bellen bemerkbar zu machen. Was man einem Hunde ja auch nicht verübeln kann.

Kauft Kriegs-Sparmarken!

Vergnügungs-Anzeigen

TEMPLE

NAN HALPERIN

Harry Carroll; Bobby Matthews & Co.: „The Corner Store"; Jewel's Zirkus; Eddie & Edna Adair; Fields, Keene & Walsh; Love & Wilbur; Kriegsbilder.

MILES

5 AMERICAN GIRLS 5

6—Andere Akte—6

Charlie CHAPLIN in Triple Trouble

GAYETY DAILY MAT.

Hochfeine Burleske.

BILLY WATSON Beef Trust

Damen zu Mats. 10c.

Nächste Woche „Best Show in Town".

Linderung gegen Verrenkungen, Schmerzen, Geschwülste

Leiden Sie nicht! Linderung kommt bei der ersten Einreibung mit „St. Jacobs Liniment".

Bleiben Sie nicht verkrüppelt! Reiben Sie dieses lindernde Liniment in die Verstauchung oder die Schmerzen, und Steifheit, Geschwulst und Schmerzen werden verschwinden.

Nichts heilt und kräftigt die verletzten Muskeln und Nerven so schnell. Es brennt nicht, entfärbt die Haut nicht und ist absolut harmlos. Leiden Sie nicht länger! Kaufen Sie jetzt eine kleine Probeflasche in irgend einer Apotheke und reiben Sie die Schmerzen heraus! Einen Moment, nachdem Sie „St. Jacobs Liniment" eingerieben haben, werden Sie nicht die geringsten Schmerzen fühlen und Ihren regelmäßigen Pflichten nachgehen.

„St. Jacobs Liniment" besiegt Schmerzen. Es ist wirkungsvoll gebraucht worden für Verstauchungen, Schmerzen und Steifheit seit 60 Jahren — und hat sechs goldene Medaillen erhalten. (Anz.)

Stand Off Old Man Time By Eating Garden Crops

Of course Old Man Time is going to count ten on you some day BUT one of the best ways to stand him off is to give him a good right hand punch by eating that war garden crop says the National War Garden Commission of Washington. What you can't eat can and thus have a healthy diet all the year round. Write for the Commission's free canning book, and ask your county fair if it is awarding the National Capitol Prize Certificate given by the Commission for canning.

Factory Workers Find Relaxation in the War Garden. Complete instructions for war gardening will be sent to the readers of this paper upon application to the National War Garden Commission, Washington, D. C., enclosing a two-cent stamp for postage.

Robert F. Hartenstein

Zimmer 202 Breitmeyer-Gebäude

Versicherungs-, Notariat- und Grundeigentums-Geschäft.

Telephon Main 2409.

Sichern Sie Ihre Zähne

Gebrauchen Sie ein besseres Zahnmittel als Sie gegenwärtig gebrauchen.

USE VIVAUDOU'S Peroxide Tooth Paste

Senden Sie 10c für eine freigebige Versuchs-Röhre dieses speziellen Zahn Pasta 5c. in Postmarken und den Namen Ihres Kaufmannes zu Vivaudou, Dep. 5, Times Building, New York, N. Y.

In der Schule des Lebens.

Roman aus dem New Yorker Leben von **Erich Friesen.**

(3. Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Endlich — endlich lugt der Tag durch die kleinen Fensterscheiben von Felicies Stübchen.

Gegen Morgen war sie ein wenig eingeschlummert — ein unruhiger, von aufgeregten Träumen gequälter Schlaf, der nicht erquickt, sondern den Geist noch mehr niederdrückt. In nervöser Hast springt sie aus dem Bette. Wie, wenn der Stiefvater in der Nacht auf irgend eine Weise in ihr Zimmer gedrungen wäre und sie ihres Schatzes beraubt hätte!

„Nein, Gott sei Dank! Die Brillanten ruhen unversehrt in ihrer Kleidertasche. So schnell ihre zitternden Finger es gestatten, kleidet sie sich an.

Frau Mackay ist bereits in der Küche mit Zubereitung des Frühstücks beschäftigt.

Felicies Herz klopft zum Zerspringen. Das Gewissen regt sich. Ihr ist, als durchleuchteten die Diamanten in ihrer Tasche das ganze Kleid, als reflektierten sie auf ihren glühenden Wangen, als stände es in ihren Augen, daß sie heute nacht heimlich einen kostbaren Schatz entwendete....

„Nicht heimlich!" wispert eine lockende Stimme ihr zu. „Sie gehören dir, dir allein. Du hast ein Recht, sie an dich zu nehmen."

„Aber nicht ohne Erlaubnis der Mutter!" warnt die Stimme des Gewissens. „Dein guter seliger Vater droben im Himmel sieht dich. Du handelst gegen seinen Willen! Du bist schlecht, du bist eine Diebin!"

Unruhig blickt Felicie nach der Tür. Jede Minute erwartet sie, das aufgedunsene Gesicht ihres Stiefvaters zu sehen.

Endlich hält sie es nicht mehr aus.

„Wo ist der Vater?" fragt sie, sich gewaltsam beherrschend.

„Das weiß der liebe Gott, Kind! Ich habe ihn seit gestern früh nicht gesehen."

„Aber er ist heute nacht zurückgekehrt. Ich begegnete ihm auf der Treppe."

Frau Mackay erbleicht.

„Unmöglich, Kind! Um wieviel Uhr war das?"

„Gegen drei Uhr, Mutter."

„Und was hattest du um drei Uhr noch auf der Treppe zu tun, Lien?"

„Ich — ich...."

Felicie zögert. Was soll sie sagen?

„Ich — wollte sehen, wie es dir geht!" platzt sie endlich heraus, vor Scham über ihre Lüge tief errötend.

„Du bist mein liebes, gutes Kind!" ruft Frau Mackay mit Tränen in den Augen. „Aber du darfst dich nicht über jede Kleinigkeit aufregen, Lien. Wenn du immer so erregt und nervös bist, und nachts nicht schläfst, wird dein hübsches Gesichtchen bald bleich, dein strahlendes Auge trübe werden... Also der Vater war heute nacht hier? Hm, merkwürdig! Soviel ist sicher: jetzt ist er nicht da. Ich habe schon die ganze Wohnung aufgeräumt."

Felicie atmet auf. Der Vater ist nicht da! Von dieser Seite hat sie also nichts zu fürchten. Trotzdem meidet sie den forschend auf ihr ruhenden Blick der Mutter.

Ihr Gewissen ist erwacht. Sie wird sich des ganzen Unrechts bewußt, welches sie durch heimliches Verkaufen des sorgsam gehüteten Brillantkolliers an dem treuen Mutterherzen begeht.

„Liebe Mutter," beginnt sie zögernd, „ich möchte mit dir reden!"

Verwundert über den ernsten Ton läßt Frau Mackay die Hand mit dem Milchschöpfer sinken.

„Nun?"

„Wir werden bald heiraten, Norbert und ich — vielleicht schon in acht Tagen."

„Das ist recht, Kind. Lange Verlobungen führen nie zum guten Ende. Erst, wenn du verheiratet bist, hast du Barrington fest. Die Männer bekommen das Warten leicht satt."

„Ja. Aber — Mutter — werde ich nicht eine kleine Ausstattung mitbekommen müssen? Ein paar hübsche Kleider? Eine goldene Uhr?"

Ein leiser Seufzer hebt die Brust der alten Dame.

„Wir haben kein Geld, Lien...."

Kleine Pause.

„Was meinst du, liebe Mutter," ruft Felicie plötzlich entschlossen, „wollen wir nicht mein Brillantkollier verkaufen?"

Fast entsetzt fährt Frau Mackay empor.

„Verkaufen? Unmöglich, Kind! Rede mir nie wieder davon! Wenn du zwanzig Jahre alt bist, kannst du nach Wunsch darüber verfügen — vorher nicht.... Und nun sei still von dem Schmuck," — ängstlich blickt sie sich nach allen Seiten um — „die Wände haben manchmal Ohren. Bedenke — das Kollier bildet dein ganzes Vermögen!....Großer Gott, da steht der Vater auf der Schwelle! Er will sein Frühstück haben! Ich komme schon, Thomas! Ich bin schon da! Sofort!"

Die fieberhafte Röte auf Felicies Wangen hat tiefer Blässe Platz gemacht.

„Nur noch eins, Mutter! Wie viel ist das Kollier wert?"

„Laß mich, Kind, ich darf den Vater nicht warten lassen.... Fünftausend Dollars, denk ich — vielleicht auch mehr. Ich komme schon, Thomas! Mach' doch nicht so fürchterliche Augen — ich komme ja schon!"

Mit kurzem Gruß will Felicie an dem Stiefvater vorbeischlüpfen; doch er vertritt ihr den Weg.

„He, wohin so eilig, Fräulein! Ich stör' wohl eine trauliche Zwiesprache, wie? Toilettenfragen, Lamentierereien und dergleichen Larifari — kenne das! Kannst übrigens gehen! Ich hindere dich nicht!"

Mit einer ironischen Verbeugung vor dem zitternden Mädchen folgt er seiner mit dem Frühstücksbrett vorausschreitenden Frau ins Zimmer.

Inzwischen eilte Felicie, wie von Furien gehetzt, die Straße entlang. Ihr ganzes Sinnen ist darauf gerichtet, das Kollier so schnell wie möglich zu verkaufen, ehe sie von seiten des Stiefvaters oder der Mutter daran gehindert wird.

Zwar regt sich noch die Stimme des Gewissens in ihr; doch sie sucht dieselbe rasch zu betäuben.

„Ich wollte die Mutter von meinem Vorhaben in Kenntnis setzen," denkt sie trotzig, „aber sie wies ja jedes Eingehen auf die Kollierangelegenheit zurück. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich mir nun selbst helfe."

Als sie mehrere Straßen hinter sich hat und sich sicher fühlt, verlangsamt sie ihre Schritte. Mut und Energie — zwei Gaben, die sie in hohem Maße besitzt — kehren ihr zurück. Sie will nicht lange Zeit verlieren; dem ersten besten Juwelier gedenkt sie den Schmuck anzubieten. Um elf Uhr findet eine Probe im Metropol-Theater statt. Dann soll Norbert die zweitausend Dollars erhalten. Schon sieht sie im Geist sein aufleuchtendes Auge, fühlt sie den innigen Händedruck, hört sie seine Dankesbeteuerungen. Ihre Seele frohlockt.

Jetzt biegt sie um eine Ecke und steht auf dem Broadway.

Das Glück will ihr wohl. Schon der zweite Laden ist ein Juweliergeschäft. Schnell tritt sie ein.

Zwei Herren handeln gerade um einen Brillantring. Sie zieht sich etwas zurück, bis Käufer und Verkäufer einig sind.

Dann erst tritt sie vor. Ihre Befangenheit ist zurückgekehrt. Zweimal muß sie der junge Mann hinter dem Ladentisch nach ihrem Begehr fragen, bevor sie den Sinn seiner Worte versteht.

„Ich möchte etwas verkaufen —" beginnt sie zögernd, ihre großen, sprechenden Augen schüchtern auf den Fragenden richtend.

Damit zieht sie das Etui aus der Tasche und öffnet es.

Verwundert blickt der junge Mann bald auf die glitzernden Juwelen, bald auf das ersichtlich verlegene Mädchen.

„Sie wünschen das Kollier zu verkaufen, mein Fräulein?"

„Ja," und befangen fügt sie hinzu: „Sie kaufen doch solche Sachen?"

„Gewiß, manchmal. Sind dies hier echte Diamanten oder Simili?"

„Echte — natürlich. Sie sind sehr wertvoll. Bitte, sagen Sie mir schnell, ob Sie sie kaufen wollen. Ich habe Eile."

Dem jungen Mann erscheint die ganze Angelegenheit verdächtig.

„Bitte, nehmen Sie einen Augenblick Platz, mein Fräulein! Ich werde den Schmuck meinem Chef vorlegen. Wenn die Steine wirklich so wertvoll sind, wie Sie meinen, werden Sie sich ausweisen müssen, wie sie zu denselben gekommen sind."

Felicie hustet nervös.

„Gewiß, gewiß — ich werde alles beweisen. Nur bitte, rasch!"

Kopfschüttelnd verschwindet der junge Mann mit dem Schmuck im Nebenzimmer.

Es dauert eine ziemlich lange Zeit, bis er zurückkehrt. Felicies Ungeduld wächst. Ihre Gedanken teilen sich zwischen dem Bräutigam und der Mutter. Neben Barringtons freudestrahlendem Antlitz tauchen die bleichen, durchfurchten Züge der alten Frau auf, deren zitternde Lippen vorwurfsvoll murmeln: „So achtest du den letzten Wunsch deines verstorbenen Vaters, du ungeratenes Kind, du!"

„Es ist für dich, für dich, mein Norbert!" ruft sie laut in ihrer Erregung.

Dann blickt sie sich erschrocken um. Wenn jemand sie gehört hätte! Felicie hält den Atem an. —

Alles still.... Endlich geht die Türe. Ein ältlicher, scharfblickender Herr tritt ein, in der Hand das Etui.

Felicie will sprechen; doch kein Wort kommt über ihre zitternden Lippen.

„Hier," sagte der Juwelier kalt, das Etui auf den Tisch stellend. „Solch Zeug kaufen wir nicht."

Felicie ist wie erstarrt.

„Wa—a—as? Wie meinen Sie das?"

„Solch Zeug kaufen wir nicht," wiederholte der Juwelier mit erhobener Stimme. „Sie sagten meinem Gehilfen, die Steine wären echt?"

Seine Augen ruhten durchdringend auf den entsetzten Zügen des jungen Mädchens.

„Natürlich. Sie sind das Vermächtnis meiner verstorbenen Großmutter, der berühmten Künstlerin Rahel Simson. Sie müssen ihren Namen kennen, mein Herr."

„Nein, ich kenne ihn nicht," erwidert der Mann in weniger scharfem Ton. „Aber so viel ist gewiß: die Steine in dem Ding hier —" er macht eine verächtliche Bewegung nach dem Etui hin — „sind nicht einmal gute Simili-Diamanten, sondern nur ganz gewöhnliches Glas."

Felicie wird totenbleich. Ihre Worte sind kaum vernehmbar, als sie mit von Tränen erstickter Stimme fragt:

„Sind Sie dessen ganz sicher, mein Herr? Der Schmuck bedeutet mein Vermögen!"

„Ganz sicher, mein Fräulein. Wenn das Kollier jemals echte Diamanten enthielt, so sind Sie bestohlen worden. Ich kann Ihnen leider keine andere Auskunft geben!"

Schweigend steckte Felicie das Etui in die Tasche. Dann verläßt sie gesenkten Hauptes, mit müden, schleppenden Schritten den Laden.

5. Kapitel.

Als Felicie die Bühne des Metropol-Theaters betritt, herrscht dort allgemeine Erregung. Die Probe zu „Hamlet" kann nicht stattfinden, da die Darstellerin der Ophelia erkrankt ist.

Gleichgültig gegen alles um sie her, wirft Felicie sich in einen Sessel. Ihre großen, schwarzen Augen stieren vor sich hin; nervös trommeln ihre Finger auf der Marmortischplatte herum.

Direktor Furrer blickt sie zuerst erstaunt, dann mit steigendem Interesse an.

„Fräulein Mackay!"

Keine Antwort.

„Fräulein Mackay!"

Wieder keine Antwort.

„Lien, der Herr Direktor ruft dich!" raunte Barrington ihr ins Ohr.

Felicie hebt die Lider. Ihre Augen haben etwas Leeres, Stumpfsinniges.

„Fräulein Mackay," wiederholt Direktor Furrer, sich ihr nähernd, „würden Sie es fertig bringen, abends auf der Bühne ebenso auszusehen, wie gerade jetzt?"

Verständnislos blickt sie ihn an.

„Ich verstehe Sie nicht; was meinen Sie —"

„Ich meine, daß — wenn Sie es fertig brächten, morgen abend auf der Bühne ebenso auszusehen, ebenso zu schreiten, ebenso zu gestikulieren, wie Sie es bei Ihrem Eintritt taten — daß ich Ihnen alsdann für morgen die Partie der Ophelia anvertrauen würde. Sie haben sie doch studiert, nicht wahr?"

Felicie nickt. Langsam beginnt sie ihre Gedanken zu sammeln. Die Partie der Ophelia übernehmen, bedeutet für sie, urplötzlich von einer unbedeutenden Schauspielerin ins erste Fach hinüber zu springen.

„Ja, ja, Herr Direktor!" ruft sie atemlos. „Ich will die Ophelia spielen."

„Bravo, mein Kind!.... Also, meine Herren und Damen —," wendet sich Direktor Furrer zu den Künstlern, welche sich während der Unterhaltung ihres Chefs mit Fräulein Mackay ein wenig zurückgezogen hatten — „die Probe kann ihren Anfang nehmen. Wir haben eine Ophelia!"

In Felicies Adern rollt echtes Künstlerblut. Einmal in ihrer Rolle drin, vergißt sie alles um sich her. Bald ist die fürchterliche Enttäuschung, die sie vor kaum einer Stunde erlebt, ihrem Gedächtnis völlig entschwunden....

(Fortsetzung folgt.)